

JAHRBUCH DER
DEUTSCHEN SCHILLERGESELLSCHAFT

IM AUFTRAG DES VORSTANDS

HERAUSGEGEBEN VON

FRITZ MARTINI · WALTER MÜLLER-SEIDEL · BERNHARD ZELLER

30. JAHRGANG 1986

ALFRED KRÖNER VERLAG STUTTGART

INHALT

HELMUT SEMBDNER

- »Ich habe sie geschrieben und nicht geschrieben«. Goethes magische Blättchen 1

HERMANN F. WEISS

- Heinrich von Kleist und Johann Friedrich Cotta. Anläßlich eines Brieffonds im Nachlaß Felix Mendelssohn-Bartholdys . . . 22

JOST SCHILLEMEIT

- Berlin und die Berliner. Neuaufgefundene Fontane-Manuskripte 34

KLAUS E. BOHNENKAMP · CLAUDE FOUCART

- Rudolf Kassners Briefe an André Gide 83

HANS REISS

- Goethes Großonkel und die Politik. Die politischen Anschauungen Johann Michael von Loens (1694–1776) 128

WILFRIED MALSCH

- Hinfällig geoffenbartes Urbild. Griechenland in Herders typologischer Geschichtsphilosophie 161

HANS RUDOLF VAGET

- Eros und Apoll. Ein Versuch zu *Künstlers Morgenlied* 196

HELMUT KOOPMANN

- Denken in Bildern. Zu Schillers philosophischem Stil 218

WOLFGANG MARX

- Schillers »sentimentalische« Philosophie und ihre »naiven« Komponenten 251

ROBIN HARRISON

- Heilige oder Hexe? Schillers *Jungfrau von Orleans* im Lichte der biblischen und griechischen Anspielungen 265

RENATE KÜHN

- Der Leser – Die Frauen. Resultate einer pragmatischen Lektüre
von Friedrich Schlegels *Gespräch über die Poesie* 306

BERNHARD J. DOTZLER

- »Seht doch wie ihr vor Eifer schäumt...« Zum männlichen
Diskurs über Weiblichkeit um 1800 339

ERICH MEUTHEN

- »... Denn er selbst war hier anders.« Zum Problem des Identi-
tätsverlusts in Ludwig Tiecks *Sternbald*-Roman 383

ROSEMARIE ZELLER

- Kleists »Prinz Friedrich von Homburg« auf dem Hintergrund
der literarischen Tradition 404

WILHELM KÜHLMANN

- Das Ende der »Verklärung«. Bibeltopik und prädarwinistische
Naturreflexion in der Literatur des 19. Jahrhunderts 417

HANNS-JOSEF ORTHEIL

- Stille Heimlichkeit. Zur *Regine*-Erzählung in Gottfried Kellers
Sinngedicht 453

VOLKER HOFFMANN

- »Zum wilden Mann«. Die anthropologische und poetologische
Reduktion des Teufelspaktthemas in der Literatur des Realis-
mus am Beispiel von Wilhelm Raabes Erzählung 472

HUBERT ARBOGAST

- Stefan Georges »Buch der Hängenden Gärten« 493

ROLF SELBMANN

- Selbstmord als Literatur. Zur geschichtlichen Einordnung des
expressionistischen Dichterbewußtseins bei Johannes R. Be-
cher 511

MANFRED ENGEL

- Außenwelt und Innenwelt. Subjektivitätssentwurf und mo-
derne Romanpoetik in Robert Walsers *Jakob von Gunten* und
Franz Kafkas *Der Verschollene* 533

ULRICH HOHOFF

- Die Kapiteleinteilung im Romanfragment »Das Schloß«. Ein
Zugang zu Franz Kafkas Arbeitsweise 571

REINHOLD GRIMM

- Die deutsche »Ursache« des Camus'schen »Fremden« 594

LUDWIG GREVE

- Das beziehungslose Ich. Zur Eröffnung der Gottfried-Benn-
Ausstellung 1986 640

BERNHARD ZELLER

- Zum Gedenken an Wilhelm Hoffmann 654

- Amtswechsel. Ansprachen zur Verabschiedung von BERNHARD ZELLER
und zur Begrüßung von ULRICH OTT 661

MARTIN CREMER 663

HELMUT ENGLER 665

HORST WAFFENSCHMIDT 669

WERNER VOLKE 674

ALBRECHT BERGOLD 676

BERNHARD ZELLER 678

ULRICH OTT 685

ULRICH OTT

- Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft 1985 689

Anschriften der Mitarbeiter 718

ROLF SELBMANN

SELBSTMORD ALS LITERATUR

Zur geschichtlichen Einordnung des expressionistischen
Dichterbewußtseins bei Johannes R. Becher*

Mit einem dokumentarischen Anhang

»*Eine Liebestragödie* spielte sich am Sonntag Früh in einer Privatwohnung an der Dachauerstraße ab. Dort hatte am Samstag erst ein etwa 19jähriger junger Mann, der sich als Obergymnasiast Becher aus München vorstellte und unterschrieb, sich eingemietet, die Monatsmiete sofort bar vorausbezahlt und dann sich wieder aus der Wohnung entfernt. Die Schlüssel hatte er mitgenommen und den Hauswirten mitgeteilt, daß er Nachts da schlafen werde. Am Sonntag Morgens 1/2 9 Uhr hörten die Hausleute plötzlich zwei Schüsse, und als sie daraufhin in das Zimmer des neuen Mieters drangen, fanden sie diesen sowie eine 26jährige Zigarrengeschäftsinhaberin bewußtlos in ihrem Blute liegend auf. Es wurde sofort die Polizei verständigt, die eine Anzahl von Briefen, die zwischen den beiden gewechselt worden waren, an sich nahm und die Schwerverletzten mittels zweier Sanitätswagen in die Chirurgische Klinik verbringen ließ, wo sie noch lebend anlangten. Die Schüsse, welche die beiden anscheinend gleichzeitig auf sich abgegeben hatten, waren auf das Herz gerichtet. In einem am Tische offen liegenden Notizbuch hatten sie eingeschrieben: »Wir beide haben beschlossen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. (Unterschrift) Becher. Fuchs.« Von der Anwesenheit der Fuchs im Zimmer des Becher hatten die Zimmervermieter keine Ahnung.

Die Geschäftsinhaberin ist im Laufe des gestrigen Tages noch ihren Verletzungen erlegen.«

So berichtete am Dienstag, den 19. April 1910, das Vorabendblatt der *Münchener Neuesten Nachrichten*. Was war geschehen? Den dürren Worten der Zeitungsmeldung kann der heutige Leser kaum mehr entnehmen, daß es sich bei dem genannten Schüler um einen der bekanntesten Expres-

* Der vorliegende Beitrag geht auf den kommentierten Erstabdruck der aufgefundenen Schulakten und Dokumente über Johannes R. Becher im Jahresbericht des Wilhelmsgymnasiums München 1984/85, S. 89–112, unter dem Titel »Ein mißlungener Selbstmord und die Literatur des Expressionismus. Johannes R. Becher als Schüler des Wilhelmsgymnasiums und sein autobiographischer Roman »Abschied« zurück.

sionisten gehandelt hat: Hans Becher, bekannter als Johannes R. Becher (1891–1958) war in der Tat einer der Lyriker der ersten Stunde des Expressionismus. Die politische Biographie und der literarische Werdegang Bechers sind bekannt. Wenig bekannt ist indes, daß Becher aus München stammt und dort zwischen 1903 und 1910 Schüler des Wilhelmsgymnasiums gewesen ist. Die hier berichtete »Liebestragödie« hat, wie gleich zu zeigen sein wird, ihren Ursprung in der schulischen Situation des 19jährigen und mit den Erlebnissen in einem bedrückenden Elternhaus zu tun. Darüber hinaus hat dieses scheinbar private Familien- und Liebesdrama verweisenden Charakter. An ihm ist die Bruchstelle auszumachen, von der das frühexpressionistische Dichterbewußtsein Bechers seinen Ausgang nimmt und mit den geordneten Bahnen bürgerlicher Lebensformen in Konflikt gerät. Dieser Punkt im Fall Becher ist, sowohl als kriminalistischer wie als literaturgeschichtlicher, bis heute nicht vollständig aufgeklärt. Das berührt umso merkwürdiger, als Becher selbst weder aus seiner Jugendgeschichte in München noch aus der Tötung seiner Geliebten jemals ein Geheimnis gemacht hat. Im Gegenteil: in seinem Roman *Abschied*, der im Untertitel »Einer deutschen Tragödie erster Teil« heißt und den Becher in den 30er Jahren begonnen und 1940 im Moskauer Exil abgeschlossen hat, erzählt er ausführlich und unverschlüsselt autobiographisch von seiner Kindheit im Elternhaus, seiner Schullaufbahn und den Hintergründen des Falles. Darf man jedoch für bare Münze nehmen, was im Roman scheinbar ungefiltert, aber offensichtlich als Literatur, noch dazu im Rückblick nach Jahrzehnten angeboten wird?

Der folgende Versuch, die Hintergründe und die Konsequenzen des Tathergangs mit Hilfe bislang noch nicht bekannter Dokumente zu rekonstruieren, hat freilich nichts mit einer besserwisserischen Kontrolle der poetischen Freiheiten Bechers zu tun. Vielmehr geht es um Fragen nach den Ursachen und Folgen eines mißglückten Selbstmordversuchs im Zusammenhang mit Literatur. Unsere Frage muß also nicht bloß lauten: was treibt den dichtenden Schüler Becher zum Selbstmord? Wie lebt er nach seinem mißglückten Selbstmordversuch weiter? Sondern auch: wie verschiebt sich die ödipale Vorstellung des Vatermords auf den Selbstmord, der schließlich in der Tötung der Geliebten endet? Inwiefern läßt sich Bechers Selbstmordversuch als literarische Aktion verstehen? Welcher Zusammenhang besteht zwischen der juristischen Behandlung des Falles und dem Rechtsempfinden der Zeit?

I. VATERMORD – SELBSTMORD – TÖTUNG DER GELIEBTEN

Über das Elternhaus Bechers in München sind wir vergleichsweise gut informiert. Die autobiographischen Aufzeichnungen Bechers, seine *Auto-*

biographischen Skizzen (1929) und *Wachstum und Reife* (1937) sowie seine Jugendbriefe stimmen mit dem Bild überein, das man aus Bechers Roman *Abschied* entnehmen kann. Die autobiographischen Fakten sind nur oberflächlich verschlüsselt und auch dann leicht aufzulösen. Hans Gastl, der Held dieses Entwicklungsromans, erzählt seine Lebensgeschichte zwischen der Silvesternacht 1900 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Die familiären Verhältnisse im Hause des Staatsanwalts Dr. Heinrich Gastl spiegeln die bedrückende Atmosphäre im Elternhaus Bechers wider. Undurchsichtige Verbote und harte Strafen verlangen vom Kind die bedingungslose Unterwerfung unter eine übermächtige Vatergestalt. Die Mutter, selbst unterdrückt, kann die Rolle der ausgleichend wirkenden Hausfrau nicht ausfüllen; sie dient dem Vater als Blitzableiter seiner Zornesausbrüche und als Verbündete bei der Erziehung des Sohnes. Die renommierten Juristen Becher und Gastl, protestantisch und erst in dieser Generation nach München zugewandert, erstreben den Aufstieg in die besseren Kreise des Großbürgertums. Der »Skandal«, die an die Öffentlichkeit gekommene Abweichung, ist die Drohung, die jedermann im Haus in permanente Enthüllungsangst versetzt. Hans Gastl erahnt schon in früher Kindheit, daß die bürgerliche Ordnung die häusliche Harmonie nur an der Oberfläche erhalten kann; darunter brodeln die ungelösten verdrängten Konflikte: »Ich bemerkte, wie der Vater eine Lust dabei empfand, die Wohnung zum Klirren zu bringen. Er lauerte darauf, einen Gegenstand zerspringen zu lassen. Meine Fehler mußten nur herhalten für etwas anderes, ganz anderes. Er tobte gegen die Wohnung an, gegen ihre schöne Geordnetheit, die er aus eigener Kraft sich erschaffen hatte. Am liebsten hätte er in einem solchen Anfall alles kaputt geschmissen, er sehnte sich nach einer Trümmerstätte, als sollte das Leben dann noch einmal, aber ganz anders beginnen.«¹

Auch hier erleben Becher und Gastl Zeittypisches. Im verschärft aufgebrochenen Generationenkonflikt werden die sozialen Widersprüche des Kaiserreichs in die Familie hereingeholt und dort stellvertretend ausgetragen. Vater und Sohn stehen auch für den Kampf des alten Obrigkeitsstaates, der dem jugendlichen Aufbegehren der neuen Epoche den Garaus machen möchte. Im Generationenkonflikt als verweigerter Anpassung verdichtet sich der Widerstand der Jugend sehr bald zum Traumbild des Vatermords. Am literarischen Motiv des Vatermords,² das mehr ist als ein literarisches Motiv, könnte nicht nur für die Generation Johannes R. Bechers der Bezugspunkt gezeigt werden, an dem sich kindliche Widersetzlichkeit, gesellschaftliche Abweichung und politischer Aufstand zusam-

¹ Johannes R. Becher, *Abschied*. Roman, Berlin/Weimar 1981, S. 218.

² Vgl. Kurt Wais, *Das Vater-Sohn-Motiv in der Dichtung. 1880–1930*, Berlin 1931.

menballen. Franz Kafkas *Brief an den Vater* (1919), Walter Hasenclevers Drama *Der Sohn* (1916) oder Arnolt Bronnens *Vatermord* (1922) belegen ja ebenfalls, daß der »literarisch vorgestellte Vatermord«³ das Verbrechen nicht scheut, um die gesellschaftliche Freiheit zu erringen. In Bechers Kindheitserinnerungen ist eine solche gesellschaftliche Ausdeutung des klassischen Ödipusfalles noch nicht geleistet, allerdings schon verdrängt: »Ich hatte sie wirklich vergessen, die Geschichte mit dem Beil von damals, die sich zutrug, als der Vater eines Nachts unerwartet aus Berlin zurückkehrte und ich das Bett neben der Mutter verlassen mußte, darin ich während der Abwesenheit des Vaters schlafen durfte. Da schlich ich mich in die Küche hinaus, das Küchenbeil zu holen. Es war so schwer, das Beil, daß ich es mit beiden Händen packen mußte und doch kaum zu heben vermochte. Was wollte ich mit dem Beil vor dem Schlafzimmer der Eltern damals?«⁴

Das wirkt in der Tat wie aus Sigmund Freud angelesen, wenn dieses Motiv in Bechers *An den Vater* von 1916 wiederkehrt, wo das Gedicht den zweiten Teil des Zyklus *Ödipus* bildet:

»Schlangenhader längs der Stirne rollt.
Gabel stößt er pfeifend in Salat.
Weißer Suppe krummes Maul träuft voll.
Makkaroni würgt aus Nase grad.
[...]
Bei dem Löffel in die Teller Klirren –:
Hund am Tisch du! Klaffender Tyrann
Wo dein Sohn, Indianer, dir auflauert –
Zwischen Zähnen Beil er fiebernd kauert
Vor dem Schlafgemach – bis schwirrend
Saust das Beil! Das Beil –: es fällt dich an!«⁵

Dies jedoch nicht nur. In Bechers Gedicht *Franziska*, von dem noch die Rede sein wird und das recht unverschlüsselt die Selbstmordsituation widerspiegelt, taucht das Beil in merkwürdiger Verschiebung auf. Diesmal ist es der obrigkeitliche Stellvertreter der väterlichen Autorität:

³ Thomas Koebner, »Der riesige Mann, mein Vater, die letzte Instanz«. Familiendrama und Generationskonflikt in der deutschen Literatur zwischen 1890 und 1920, in: »Mit uns zieht die neue Zeit«. Der Mythos Jugend, hrsg. v. T. K., Rolf-Peter Janz u. Frank Trommler, Frankfurt a. M. 1985 (edition suhrkamp 1229), S. 517.

⁴ Becher, Abschied S. 227.

⁵ Johannes R. Becher, *An den Vater*, in: *Gesammelte Werke*, hrsg. v. Johannes-R.-Becher-Archiv der Dt. Akad. d. Künste, Berlin/Weimar 1966–1969, Bd. 1: *Ausgewählte Gedichte 1911–1918*, S. 275 f.

»– Bis groß die Tür ausbricht:
Schutzleute stehn enorm mit Riesenbeilen,
Behelmte Götter sich im Raum verteilend.«⁶

Man sieht, wie das Motiv, aus seinem (ödipalen) Entstehungsumfeld herausgelöst, als Bedrohungsmetapher frei verfügbar und für ganz gegenteilige Bedeutungszusammenhänge benutzbar wird.

Neben der Vatergestalt ist die Schule die zweite bedrohliche Autorität im Leben des jungen Becher. Dazu kommt, daß die Schule die sowieso schon unüberwindliche Macht des Vaters noch weiter verstärkt. Der Schule des Kaiserreichs bedient sich der Vater als Ordnungsinstrument und als gesellschaftliche Schleifmaschine: »Das Wilhelmsgymnasium galt, da es von den königlichen Pagen besucht wurde, als das vornehmste Gymnasium Münchens. Der Vater entschied sich, mich in dieses Gymnasium zu tun, ja: tun sagte er, damit ich mir die schlechten Manieren abgewöhne und lerne, mich beizeiten in guter Gesellschaft zu bewegen.«⁷ Die noch am Münchner Wilhelmsgymnasium vorhandenen Zeugnisse und Beurteilungen des Schülers Becher⁸ bestätigen die Schulerfahrungen des Romanhelden Hans Gastl. Becher gilt als »recht kindischer« und schwacher, aber unauffälliger Schüler. Seit der 8. Klasse fallen die schulischen Leistungen jedoch stetig ab, weil Becher der Schule »kein wärmeres Interesse« entgegenbringe, wie es heißt. Im Abiturjahr 1909/10 haben sich die Leistungen dramatisch verschlechtert. In Griechisch, Französisch und Mathematik hat Becher »vielfach nicht genügt«, wie das Halbjahreszeugnis vom 18. März 1910 vermerkt und mahnt: »Der Schüler muß sich sehr zusammenraffen, wenn er das Ziel noch erreichen will.«

Dieses geforderte Ziel einer geordneten Schullaufbahn hatte Becher seit der Bekanntschaft mit Franziska Fuß, genannt Fanny, aus den Augen verloren. Der Lebensweg des Mädchens, gerade weil er vom normal-bürgerlichen Verhalten so sehr abweicht, kommt den Vorstellungen Bechers und seines Alter Ego Hans Gastl entgegen: »Fanny war Animierkellnerin gewesen im Weinrestaurant »Bacchus« in der Herzog-Wilhelm-Straße, davor lag Köln«.⁹ Den Höhepunkt ihrer Laufbahn als selbständige Frau hatte Fanny als »internationale Transformationskünstlerin Little Lunch«¹⁰ schon längst hinter sich. Zum Zeitpunkt ihrer Bekanntschaft mit Becher

⁶ Ebd. S. 278.

⁷ Becher, Abschied S. 140.

⁸ Abgedr. im unter * genannten Jahresbericht; die folgenden, nicht eigens nachgewiesenen Zitate stammen daraus.

⁹ Becher, Abschied S. 258.

¹⁰ Ebd. S. 262.

bestritt sie ihren Lebensunterhalt aus einem Zigarrengeschäft, das ihr ihr Verlobter, ein Ingenieur der Elektrizitätswerke, gekauft hatte.

Wichtiger als die moralische Beurteilung der Fanny Fuß¹¹ ist ihre Bedeutung für die Entwicklung der Selbstmordvorstellungen Bechers. Bei Becher und Gastl war das Selbstmordmotiv bislang an die Schulerlebnisse gebunden gewesen: »In dieser Zeit ereignete sich ein Vorfall, ein ›Mordskandal‹, der nicht nur in unserer Schule, sondern in der ganzen Öffentlichkeit Aufsehen erregte. Ein Schüler der unteren Klasse hatte Selbstmord begangen und war von der Großhesseloher Brücke herabgesprungen. Von fremden Leuten wurden wir auf der Straße angehalten und gefragt: ›Seid ihr aus derselben Schule? Habt ihr den vielleicht gekannt, der von der Großhesseloher Brücke hinabgesprungen ist?‹ Nein, von uns kannte ihn keiner, aber wir waren nicht wenig stolz, solch einer berühmten Schule anzugehören.«¹²

Durch die Bekanntschaft mit Fanny springt der Gedanke an Selbstmord aus schulischen Gründen in den Liebespaar-Selbstmord um. Interessant ist, wie der Schauplatz trotz der grundlegenden Veränderung der Motivation erhalten bleibt: »Von der Großhesseloher Brücke hatte man solch eine weite wunderbare Aussicht, daß man Mut faßte, als könne einem nichts geschehen. Auch die Nähe des Todes ließ solch einen weiten freien Blick zu. [. . .] Nun stand ich oben, auf der Höhe des Todes, mit der freien Aussicht, und sollte den Todessprung wagen. Ich wagte nicht, bis an den Rand vorzutreten, die Aussicht, welche die Nähe des Todes darbot, genügte mir. Fanny sollte allein springen. Aber Fanny ließ meine Hand nicht los, zog und zerrte mich bis zum Rand vor, da aber erwachte ich und lag neben Fanny.«¹³ Die Aussicht allein genügt Becher. Die Selbstmordpartnerin kann freilich aus der spielerischen Illusion nicht mehr zurücktreten. An dieser Stelle wird offensichtlich, wie sehr Becher mit seinem nur vorausempfundene Tod zufrieden ist, wie sehr andererseits dieser bloß erlebte Tod mit dem tatsächlichen Tod Fannys gleichgesetzt werden kann. Das Gedicht *Nymphenburg*, 1910 oder 1911 verfaßt, endet genauso:

»Hier schließt der Kreis der blonden Ewigkeit . . .
Grüßt hier der Tod meine übersonnte Zeit?!
Mein Tod? Dein Tod?
Dein Tod.«¹⁴

¹¹ Man vgl. die Beurteilung in der »Darstellung« des Vaters (Anhang a) und in der Becher-Literatur. Dazu grundlegend: Norbert Hopster, *Das Frühwerk Johannes R. Bechers*, Bonn 1969 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 78), bes. S. 5 ff.

¹² Becher, Abschied S. 79.

¹³ Ebd. S. 266.

¹⁴ Becher, *Nymphenburg*, in: *Ausgew. Gedichte* (Anm. 5), S. 26.

II. DIE LITERARISIERUNG DES SELBSTMORDS

Schülertragödien, mit und ohne Liebesgeschichte, sind erst recht um die Jahrhundertwende ein gängiges literarisches Thema. An Arbeiten von Frank Wedekind, Robert Musil, Emil Strauß, Georg Kaiser und Hermann Hesse sei erinnert. Weiter kommt man, wenn man Bechers gescheiterten Selbstmordversuch in doppelter Weise als literarisch gemeinten Selbstmord wie auch als Verwirklichung literarischer Selbstmordvorstellungen versteht. Schon der inszenierte Abschied, wie er aus der Zeitungsmeldung hervorgeht, sucht die Aufsehen erhoffende Steigerung in einem Abschiedsbrief Bechers an die Redaktion der *Münchner Neuesten Nachrichten*:¹⁵

»Geehrte Redaktion!

Ihnen gegenüber, die unzweifelhaft in dieser Affaire auf weite Kreise wirken können, möchte ich betonen, daß ich lediglich in den Tod ging um ein Menschenleben von einem unsittlichen (im weiteren Sinn) Verhältnis zu retten. Daß ich größte Hoffnungen für dieses Leben hatte, können Sie aus einem beiliegenden Briefe K. Henckells an mich ersehen. Eine höhere Pflicht wollte meinen Tod.

Achtungsvollst
Ihr
Hans Becher«

Im ruhmsüchtigen Schielen nach einer Wirkung »auf weite Kreise« kommt Fanny Fuß nicht einmal mehr vor. Viel wichtiger ist der Verweis auf die Autorität des Mitdichters Karl Henckell, so daß der Tod (»lediglich«!) zum Mittel poetischen Nachruhms benutzt wird. Der Abschiedsbrief an Karl Henckell selbst benennt noch eindeutiger den Selbstmord als literarische Aktion, wenn Becher schreibt: »Ich war ein Dichter mit Leib und Seele. Ich habe als Dichter gelebt und bin als Dichter gestorben.«¹⁶

Der versuchte Selbstmord und die Tötung der Geliebten dient Becher aber nicht nur als poetisch gemeinte Aktion, sondern außerdem als literarischer Stoff. Er hat nicht nur in seinem Roman *Abschied* den Fall einer ausführlichen Darstellung gewürdigt. In seiner 1913 entstandenen und 1914 erschienenen Gedichtsammlung *Verfall und Triumph* ist der Zyklus

¹⁵ Die hier zitierten Briefe befinden sich ebenfalls in den Schulakten (vgl. Anm. 8), stammen jedoch von der Hand der Mutter, die vermutlich Abschriften als Belege für die »Darstellung« des Vaters (Anhang a) angefertigt hat.

¹⁶ Ebd.

Toten-Messe ausdrücklich »Dem Gedächtnis der Fanny Fuß« gewidmet.¹⁷ Welche (literarische) Funktion die tote Geliebte erhält, ist an der typographisch hervorgehobenen Verszeile »Ich bin Triumpfwagen, blühend aus Verfall«¹⁸ abzulesen.

In der seit 1915 geschriebenen und 1916 erschienenen Gedichtsammlung *Verbrüderung* nimmt in Bechers Zyklus *Mädchen* das Gedicht *Franziska* die erste Stelle ein:

»Du Engel ihm vom Zigarettenladen!
 Ein Ingenieur pflückt dich als Bräutigam.
 Wir dürfen nachts im Raum der Gärten baden.
 Wenn orgeln sonntags gute Bettler am
 Geblühten Weg, mit Karussells beladen,
 Der Isarstrom verzweigt in grünen Bändern –
 Die Augen sich mit dessen Schein berändern.
 Doch bald –: er explodiert mit Bombenschritten
Ein neuer Vater! in dem Schlafgemach!!
 Der Faust entrasseln paukende Gewitter.
 Und tausend Väter kollern heulend nach!
 Gepeitschte aller Welt in uns erzittern.
 Rückflüchten wir. Es brennt die heimlichste der Lauben.
 Sie wollte nurmehr – aus – dem Browning glauben.
 Dein Jüngling schrie durch jene finsternen Nächte
 An seine Mutter. Auch sie –: fühllos kalt.
 Sie wird kein Wort in solche Zuckung sprechen.
 Doch deß Gehirn durchrauscht soviel an Wald,
 Gebirg, Veranden: überwolbt von Bächen
 Azur, inmitten bunt die Sonne platzt.
 O, Frühjahrsregen an die Fenster kratzt.
 Die läßt ihn nicht. Hoch seine Schulter kriecht
 Sie wie Gewürm. Du kannst mir nicht entfallen!
 Da –: in die Brüste ihr die Kugel sticht.
 Und draußen muß man mit dem Frühstück lallen.
 Bald löscht auch er. – Bis groß die Tür ausbricht:
 Schutzleute stehn enorm mit Riesenbeilen,
 Behelmte Götter sich im Raum verteilend.«¹⁹

¹⁷ Ausgew. Gedichte (Anm. 5), S. 108–112.

¹⁸ Ebd. S. 109.

¹⁹ Ebd. S. 277 f.

Die Fakten der Ereignisse sind unschwer abzulesen -- der »Zigarettenladen«, der »Ingenieur«, das Datum (»Frühjahrsregen«). Doch die Zuschreibungen wechseln zwischen »Du«, »Sie« und »Wir« zwischen den überreizten Sprachbildern. Nur das lyrische Ich, gleichsam ins »Er« objektiviert, bleibt. Noch im Schwinden der Sinne bleibt ihm die Wahrnehmung erhalten: die ausgebrochene Tür bedeutet nicht Freiheit nach draußen, sondern das Eindringen der (rettenden) vätergleichen Obrigkeit.

Aber die Literarisierung des eigenen Selbstmords vollzieht sich noch auf einer anderen Ebene. An der eingangs zitierten Zeitungsmeldung fällt auf, daß der versuchte Doppelselbstmord einem berühmten literarhistorischen Vorbild folgt: Am 21. November 1811 beging Heinrich von Kleist zusammen mit Henriette Vogel am Wannsee Selbstmord. Zwischen beiden Fällen bestehen nun Parallelen in mehrfacher Hinsicht. In beiden Fällen liegt der Tat ein ungewöhnliches und gesellschaftlich nicht sanktioniertes Liebesverhältnis zugrunde; beide Male geschieht der Selbstmordversuch nach der literarischen Einstimmung durch die Werke des Dichters. Auch die Tötungsarten ähneln sich auffallend. Heinrich von Kleist schoß Henriette Vogel in die Brust und tötete sich selbst durch einen Schuß in den Mund. Daß Becher dies bekannt war, zeigt ein Hinweis im Roman *Abschied*: »Ich erinnerte mich zu spät daran, daß man sich am besten in den Mund schießt«.²⁰ Bechers (verfehlter) Schuß ins Herz muß daher als vorsätzliche Abweichung von einer sicheren Todesart gesehen werden. Hier steckt vermutlich die nicht mehr aufzuklärende Begründung dafür, daß Becher seinen literarischen Selbstmord überlebt. Auch wenn er in diesem Punkt Heinrich von Kleist nicht nachfolgt – für ihn wie für viele der jungen Expressionisten war Kleist die Verkörperung des modernen Dichters schlechthin. Als Bruder im Geist versinnbildlichte er den letztendlichen Sieg der absoluten Empfindungen über den Tod und die Widerstände des banalen Alltagslebens hinaus. Dieses Kleist-Bild stimmte übrigens mit demjenigen der zeitgenössischen Literaturwissenschaft überein, wie die 1911 erschienene Kleist-Monographie von Wilhelm Herzog anzeigte.²¹ Mehr noch als andere rebellische, erst spät neuentdeckte Dichter wie Grabbe, Hölderlin oder Büchner konnte Kleist für die Generation Bechers als Modell zur ästhetischen Stilisierung dienen.²² Für Becher war Kleist indes eine ganz besondere Identifikationsfigur. In Kleist sah er die von ihm selbst erstrebte Identität von Dichtung und Leben, für die die Nachfolge bis über den Tod hinaus die äußerste Konsequenz sein konnte. Mehr

²⁰ Becher, *Abschied* S. 270.

²¹ Wilhelm Herzog, *Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk*, München 1911.

²² Vgl. dazu: Klaus Vondung, *Apokalyptische Erwartung. Zur Jugendrevolte in der deutschen Literatur zwischen 1910 und 1930*, in dem o. a. Bd. (Anm. 3) S. 527.

noch als Bechers Sonett *Kleist* von 1913²³ macht das Gedicht *Das Dreigestirn* von 1915 deutlich, daß der Nachruhm Kleists als Teil seiner poetischen Existenz begriffen wird:

»Rimbaud, Kleist und Baudelaire –
(... um deren Haupt des Ruhmes Binde weht ...)
Euch grüßt der Dichter, der zerraut und leer,
Ein Bettler orgelnd auf dem Platze steht,«.²⁴

Die Gewißheit, mit der Becher sich in diese Linie stellt und damit den Anspruch auf Nachruhm schon zu Lebzeiten erhebt, ist offensichtlich.

Im Überleben des eigenen Todes zeigt sich freilich die wahre Nachfolge Kleists. So ist es kein Zufall, daß Bechers erstes größeres lyrisches Werk, *Der Ringende*, im Untertitel »Kleist-Hymne« heißt. Sie erscheint 1911, also zum 100. Todestag Kleists. Dies ist genau der Zeitpunkt, zu dem aus dem poetisch dilettierenden Hans Becher der Dichter Johannes R. Becher wird, wie die Briefunterschriften es dokumentieren. An dieser Kleist-Hymne kann man eine Kreisbewegung der lyrischen Struktur wahrnehmen, die mehr ist als die »Simultaneität von Ende und Neubeginn«, wie man sie an der Jugendstillyrik und speziell an Bechers Vorbild Richard Dehmel hat nachweisen können.²⁵ Vielmehr geht es in der Kleist-Hymne um eine ins Sprachbild gebrachte Wiederauferstehung des lyrischen Ich. Die beiden letzten Strophen nehmen in verknüpften Formulierungen die Aussage der beiden ersten wieder auf. Aus der »Nacht«, in die Bechers Kleist und sein eigenes lyrisches Ich fallen, ersteht die Neugeburt des Dichtens und des Dichters, so daß der Anfangsgestus der Hymne wieder aufgenommen werden kann.²⁶ Mag auch nach Kleists Selbstmord nur noch der Nachruhm übriggeblieben sein. Aus Bechers Selbstmord erwächst jedenfalls der expressionistische Dichter.

²³ Ausgew. Gedichte (Anm. 5), S. 113.

²⁴ Ebd. S. 148.

²⁵ Vgl. Horst Fritz, *Literarischer Jugendstil und Expressionismus. Zur Kunsttheorie, Dichtung und Wirkung Richard Dehmels*, Stuttgart 1969 (Germanist. Abhandlungen 69), S. 249 ff.

²⁶ Zit. nach: Johannes R. Becher, *Gedichte 1911–1918*. Ausgew. u. hrsg. v. Paul Raabe, München 1973 (dtv Sondereihe 123), S. 11–16. – Vgl. zur frühen Lyrik Bechers mit anderen Ansätzen: Klaus Krippendorf, *Weltanschaulich-ästhetische Konzeption und lyrische Struktur. Eine Untersuchung zum Frühwerk Johannes R. Bechers*. Diss., Jena 1968; Manfred Müller, *Weltuntergang und jüngstes Gericht. Zur Motivik in der Lyrik Johannes R. Bechers*, in: *Weimarer Beiträge, Sonderheft 2* (1968), S. 5–24; Reinhard Weisbach, *Rebellen und Revolution im expressionistischen Gedicht. Bechers frühe Lyrik im Urteil seines Tagebuchs von 1950*, in: *Weimarer Beiträge 17* (1971), S. 83–114.

III. KLASSENJUSTIZ UND RECHTSEMPFINDEN

Die schulrechtlichen Folgen des versuchten Selbstmords und der Tötung der Geliebten sind am leichtesten zu erhellen. Hierzu liegt ein Protokoll der Lehrerkonferenz des Wilhelmsgymnasiums vor, das den Bericht des Gymnasialprofessors Wilhelm Engelhardt fast wörtlich übernimmt.²⁷ Für die Schule versteht es sich von selbst, daß man »Recht und Pflicht hat gegen Becher strafend vorzugehen«. Den Grund liefert der Umgang mit seiner Geliebten hinter dem Rücken der Eltern, also nicht etwa die Tötung des Mädchens! Diese bietet nur eine zusätzliche Handhabe, um Becher »nach dem unmittelbaren Empfinden vom Gymnasium« auszuschließen.

Sinnigerweise wird Becher die Teilnahme an der Reifeprüfung deshalb verweigert, weil er »durch seine äußeren und inneren Erlebnisse zu einer so verfrühten Reife gekommen ist, daß er auch in eine Oberklasse nicht mehr hineinpaßt.« Man befürchtet zudem ein unerwünschtes Interesse der Mitschüler, so daß »Becher der Gegenstand eines romantischen Interesses« werden könnte. Auch die väterliche Angst vor einem Skandal taucht in der Begründung der Schule wieder auf: »da es kaum möglich erscheint, daß an irgendeinem Gymnasium Bayerns die Sache verschwiegen oder verborgen bleiben könnte«. Zugunsten Bechers wird ins Feld geführt, daß die Tat nicht aus »gemeiner Gesinnung«, sondern »als ein Ausfluß seines Idealismus, freilich eines krankhaften, furchtbar verblendeten und irregeleiteten Idealismus erscheint«. Mit dem Hinweis, Becher könnte eventuell als »Privatstudierender« nachträglich zur Abiturprüfung zugelassen werden, ebnet die Schule einen Ausweg. Das K. Bayerische Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten genehmigt am 22. Februar 1911 einen Antrag des Vaters, Hans Becher »als Privatstudierenden« zur Absolutorialprüfung »an einem humanistischen Gymnasium außerhalb Münchens« zuzulassen.

Abiturvorbereitung und -prüfung an dieser vermutlich privaten Schule sind vielleicht so verlaufen, wie dies Becher in seinem Romanfragment *Wiederanders*, der Fortsetzung des autobiographischen Romans *Abschied*, beschreibt:

»Dem Vater war ein Rektor a. D. empfohlen worden, ebenfalls ein alter Herr des Korps Suevia, der sich zu seiner Pension einen Nebenverdienst verschaffte, dadurch, daß er ›hoffnungslose‹ Fälle, so wie Wiederanders einer war, auf das Absolutorium vorbereitete. Keiner der Zöglinge, die seine ›Quetsche‹ besuchten, war je durchgefallen, mochten sie auch noch so unbegabt und faul sein.

²⁷ Vgl. Anhang b); alle nicht nachgewiesenen Zitate daraus.

So hatte sich Wiederanders jeden Nachmittag in der Wohnung des ›Paukers‹ in der Amalienstraße einzufinden, die gleichzeitig eine Art Internat war, in dem drei Schüler untergebracht waren. Die Frau des Rektors, das zierliche Rektormännchen um Kopflänge überragend und auch sonst von gewaltigem Körperumfang, Bavaria genannt, verwaltete das Internat mit strenger Umsicht, wobei sie insbesondere darauf achtete, daß die achtzehnjährige blutarme Tochter Elfriede, die sich zur Sängerin ausbildete, für die Internatsjünglinge nach Möglichkeit unsichtbar blieb.

Rektor Dr. Oppelt war ein ›feiner Kerl‹, der alles tat, um seinen Zöglingen das Lernen zu erleichtern und sie durchzubringen, wenn es ihm auch nicht gelang, Wiederanders den Pythagoreischen Lehrsatz begreiflich zu machen.

Vierzehn Tage vor dem Absolutorium hatte der Rektor die Themen der schriftlichen Aufgaben in Erfahrung gebracht. Dazu verhalfen ihm seine früheren Untergebenen, die meist Korpsbrüder waren und die sich regelmäßig sowohl bei den Kneipenabenden als auch bei den wöchentlich einmal stattfindenden Kegelabenden trafen.

Vierzehn Tage vorher also konnte Hans seinen Aufsatz ›Am deutschen Wesen wird die Welt genesen‹ vorbereiten. Allerdings mußte man dem Rektor das große Ehrenwort geben, das betreffende Thema keinem der Klassengenossen zu verraten. Auch die Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, die in der Prüfung verlangt wurden, waren rechtzeitig bekanntgegeben worden, aber vor allem die Mathematik-Aufgaben, für Hans die schwersten, wurden täglich geübt, so daß eine ›1‹ zu erwarten war.

Im Besitz dieser Prüfungsgeheimnisse verhielt sich Hans während des Unterrichts im Gymnasium womöglich noch gleichgültiger als vorher. Überlegen und spöttisch sah er auf die Professoren und Klassenkameraden herab, die nichts von seinem Geheimnis wußten. Da mochte der Deutschlehrer noch so wütend drohen: ›Na, in vierzehn Tagen wird ja dein Aufsatz zeigen, was für ein nachlässiger Nichtswisser du bist‹, oder der Mathematik-Professor mochte noch so eindringlich vorstellen: ›Aber bedenke doch, in vierzehn Tagen! Weißt du denn nicht, was es heißt, im Absolutorium durchzufallen und alles ein ganzes Jahr lang von neuem zu wiederholen?‹

Hans hatte Mühe, dem Professor nicht ins Gesicht zu lachen und vor der ganzen Klasse den Schwindel aufzudecken. «²⁸

Schwieriger sind die strafrechtlichen Konsequenzen zu bewerten. Direkte Rechtsfolgen hatte die Tat für Hans Becher, der zudem zur Tatzeit

²⁸ Johannes R. Becher, Wiederanders, in: Sinn und Form 4 (1960), 2. Sonderheft Johannes R. Becher, S. 517 f.

noch minderjährig war, keine. Die Darstellung des Vaters,²⁹ eines im Kaiserreich nicht unbekannten Juristen, zielte von Anfang an erfolgreich auf die verminderte Zurechnungsfähigkeit des Sohnes. Insofern mußten auch die Ermittlungen des Untersuchungsrichters beim Königlichen Landgericht in München wegen »Vergehens wider das Leben« bald eingestellt werden. Weitere diesbezügliche Akten sind nicht mehr vorhanden.³⁰

Nach seiner Genesung übernimmt Johannes R. Becher diese vom Vater eingeschlagene Rechtsposition, wie er in einem Brief an Richard Dehmel vom 25. November 1910 schreibt: »Sie haben vielleicht selbst von meinem Unglücksfall in der Presse gehört: ich habe ein geistig und körperlich krankes Mädchen auf ihr oft und ernsthaftes Verlangen hin im Augenblicke ihrer höchsten Seligkeit getötet. Ich habe nicht mehr die Kraft gehabt diesen Anblick u. s. w. kurz mein Leben zu tragen und habe die Waffe gegen mich selbst gerichtet. (Es gehören gewaltige Bohrungen dazu, bis ein junger Mensch, der sein Leben heiß liebt, sich zu einem solchen Schritt entschließt.)

Einem leidigen Zufall habe ich zu verdanken, daß ich nach einem schweren dreimonatigen Kampf in der Chirurgischen Klinik mein bisschen Leben rettete. Die gerichtlichen Folgen dieser Tat (Verhandlung – Verurteilung – Begnadigung) werden nun bald an mich herantreten.«³¹

Dieser widersprüchliche Umweg – einerseits Unzurechnungsfähigkeit, andererseits Verurteilung mit voraussehbarer Begnadigung – mußte vermutlich eingeschlagen werden, weil die Rechtslage alles andere als eindeutig war. Der Tathergang des Falles Becher entsprach eindeutig § 216 RStGB, nämlich »Tötung auf Verlangen«, eine Bestimmung, die übrigens erst nach 1871 ins Strafrecht eingeführt worden war. Von Anfang an war umstritten, ob dieses Delikt als Mord unter mildernden Umständen (bestraft mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren) oder als besonderes Delikt zu behandeln sei. Die Fragestellung, ob eine solche Tat überhaupt strafrechtlich zu verfolgen sei, bildete einen zentralen Angelpunkt der zeitgenössischen Rechtsdiskussion.

Auch hier scheint es wieder mehr als ein Zufall, daß zwei später als Expressionisten hervorgetretene Juristen dieser Thematik ihre Dissertation widmeten.³² Dabei ist die Heidelberger Dissertation Kurt Hillers von

²⁹ Vgl. Anhang a).

³⁰ Schreiben des Bayer. Staatsministerium für Justiz an das Wilhelmsgymnasium München vom 30. V. 1984 (Gz.: 1451 E - II - 593/84'').

³¹ Zit. nach: Anm. 26, S. 194.

³² Kurt Hiller, Die kriminalistische Bedeutung des Selbstmordes. Diss., Heidelberg 1908 (Teildr. von: Das Recht über sich selbst), und: Ernst Blass, Die Tötung des Verlangenden (§ 216 RStGB.). Diss., Heidelberg/Leipzig 1916.

1907 mit dem programmatischen Titel *Das Recht über sich selbst* die interessantere. Hiller weist, übrigens mit zum Teil literarischen Belegen aus Schiller, Wagner und Ibsen, die Straffreiheit der Handlung nach.

Daß Ernst Blass noch 1916 am gleichen Ort mit demselben Thema promoviert werden konnte, zeigt nicht nur die noch immer nicht befriedigend gelöste Beurteilung von dem, was im Kaiserreich unter dem »Recht auf sich selbst« zu verstehen war. Nur insofern kann man im Fall Becher von Klassen- oder Standesjustiz sprechen.

IV. DOKUMENTARISCHER ANHANG³³

a) *14-seitige handschriftliche Stellungnahme des Vater, als Beilage 3 dem Protokoll der Lehrerratssitzung vom 30. Juni 1910 beigelegt.*

»Versuch einer Darstellung des Sachverhalts.

Hans Becher, der einesteils in gewissem Maße ernstere philosophische Veranlagung besaß, anderenteils aber wieder ein recht kindisches Verhalten zeigte, hatte seit etwa Herbst 1908 eine schwärmerische Neigung zum Dichten erfaßt. Trotz aller Gegenvorstellungen im Elternhaus widmete er fast seine ganze Zeit außerhalb der Schule nur dem Studium der deutschen Lyriker in einem für sein Alter ungewöhnlichen Maße. Insbesondere waren es die Werke Richard Dehmels, die er sämtlich kannte, die ihn aufs höchste fesselten und aufs tiefste ergriffen. Von dem Umfange seines eigenen dichterischen Schaffens legen etwa 400–500 größere und kleinere Dichtungen Zeugnis ab, die in dem Zeitraume von Herbst 1908 bis April 1910 entstanden. Sein Eifer im Dichten steigerte sich allmählich derart, daß er anfangs des Jahres 1910 selbst davon sprach, das Dichten sei bei ihm wie eine Krankheit, aus der er nicht herauskomme, er könne nicht anders, wo er gehe und stehe, müsse er dichten. Alles gütliche Zusprechen, alle ernsteren Mahnungen blieben fruchtlos. Er hatte nur die Erwiderung, wenn er nicht mehr dichten dürfe, verliere er allen sittlichen Halt. Die Folge war, daß seine Leistungen in der Schule – abgesehen von Religion und Deutsch, dem er in den letzten Jahren ein auffallend großes Interesse entgegenbrachte – nicht die entsprechende Höhe erreichten, daß er namentlich im Französischen Rückschritte machte, die veranlaßten, ihm seit März 1910 französische Stunden geben zu lassen. Hierwegen kam es allerdings in der Familie mit Rücksicht auf die Nähe des Absolutatoriums und

³³ Die abgedruckten Dokumente entstammen dem Schularchiv des Wilhelmsgymnasiums München. Zusätze bzw. Erläuterungen sind durch Fußnoten kenntlich gemacht.

den Geldpunkt zu einer ernsteren Auseinandersetzung, wobei er einfach erklärte, er bezahle die Stunden aus seinem Sparbuch. Das Absolutorium werde er machen.

Er selbst hielt auf seine Dichtungen sehr viel. Dieses Selbstbewußtsein steigerte sich aber allmählich in höchst bedenklicher Weise und artete in einer Art Größenwahn aus. Er stellte sich neben Schiller und Göthe, sprach verächtlich von der älteren Schule, suchte schriftlichen und persönlichen Verkehr mit den bedeutenden neueren Dichtern, wollte sie gegen Angriffe Anderer öffentlich verteidigen, nannte sich ihnen gegenüber selbst schon einen Dichter u. s. w. (vgl. die Briefe an Dehmel u. Henckell).³⁴ Gar oft wurde ihm zu Hause gesagt, daß seine Ansichten Größenwahn seien, daß er sich Handlungen anmaße, die seinem Alter und seinem Können nicht entsprächen. Er glaubte aber immer, man mißgönne ihm sein Talent, man könne nicht leiden, daß er ein berühmter Dichter werde. Man gab zu Hause sein Talent zu und bemerkte ihm, daß gewiß aus ihm noch etwas werden könnte, allein das war ihm nicht genügend. Er wollte schon im Jahre 1909 seine Dichtungen veröffentlichen, er wendete sich deshalb wiederholt an Verleger und Zeitschriften, hatte im Mai 1909 als einzigen Geburtstagswunsch, daß sich sein Vater an einen diesem befreundeten Verleger wende und ließ sich trotz aller Abweisungen nicht überzeugen, daß seine Dichtungen noch nicht genügend ausgereift seien und daß jedenfalls erst nach dem Absolutorium die rechte Zeit sei, zur Frage der Veröffentlichung Stellung zu nehmen. Er hinterließ auch, daß seine Gedichte nach seinem Tode unter dem Titel ›Tänze, Gedichte einer verlorenen Jugend von Hans Becher‹ zum Teil nach Auswahl von Henckell zu veröffentlichen seien. Er glaubte nur immer es fehle ihm die Protektion, wenn seine Gedichte z. B. von Henckell veröffentlicht würden, würden sie sicher angenommen. Er hegte sogar den Plan, hinter dem Rücken der Eltern durch einen Freund die Veröffentlichung besorgen zu lassen, was ihm natürlich ernstlich verboten wurde. Den Ausschlag gab schließlich ein Brief des Schriftstellers Karl Henckell (März 1910), der in ihm einen ›Menschen und Dichter‹ anerkannte und der ihm mündlich sagte, ›als Künstler sei er schon größer als er‹. In selbstgefälliger Weise gab er dies seinen Eltern bekannt unter dem Vorgeben, er wolle vor ihnen keine Geheimnisse mehr haben. Er berichtete dabei nicht den Zusatz aus jenem Briefe ›aus dem etwas werden könnte‹, sondern hielt sich bereits für einen fertigen großen Dichter. Er habe als ›Dichter gelebt und sei als Dichter gestorben‹ heißt es in dem letzten Abschiedszeichen an Henckell, ihn

³⁴ Karl Henckell (1864–1929), in München lebender Lyriker und bekannter Herausgeber von Anthologien.

bittet er an seinem Grabe einige Worte zu sprechen, er wünscht sich, daß der Toten Haupt mit Blumenkränzen umwunden werde u. s. w.

Je mehr sich aber sein Größenwahn steigerte, um so verwirrter und wirrer wurden seine Dichtungen, typische Beispiele bilden hierfür die Gedichte ›Verstimmung‹ vom 2. IV. 10 u. ›Die Blumenfrau‹ in seinem Notizbuch aus der Zeit vom 2.–6. IV. 10.

Richard Dehmel hatte ihm im November 1909 nach seinen Aufzeichnungen über das Gespräch zwischen den beiden unter anderem auch den Rat erteilt, sich unter seinen Altersgenossen einen Freund, Mann oder Frau zu suchen, die seine Begeisterung teilen. Sein Freund – ein Oberrealschüler der letzten Klasse – hatte für seine Dichtungen kein besonderes Interesse. So führte ihn jener Rat offenbar zu dem Mädchen – Franziska Fuß –, das sein Verhängnis wurde. Es war 26 Jahre alt und hatte am Kosttor ein kleines Zigarrengeschäft. Nach Mitteilungen seines Freundes, eines braven soliden und tüchtigen jungen Mannes, lernte er das Mädchen im Januar 1910 kennen, als er unter der Ladentür stand. Es war lungenleidend, sah sehr kränklich aus und hatte einen kurzen Fuß. Es war mit einem Ingenieur der Allgem. Elektrizitätsgesellschaft verlobt, aber offenbar unglücklich. Wie sich jetzt herausstellte, unterhielt es gleichzeitig noch mit einem andern ein Verhältnis und hatte das Leben reichlich genossen. Hiervon scheint freilich Hans Becher keine näheren Kenntnisse gehabt zu haben, den Aufklärungen und Warnungen seiner Mitschüler schenkte er keinen Glauben und kein Gehör, er wurde zornig, wenn über das Mädchen ungünstig geurteilt wurde.

Hans Becher war stark sozial veranlagt und hatte ein warmes Herz für die ärmere Klasse. So war es zunächst Mitleid, das ihn zu dem Mädchen hinzog. Da es kärglich zu leben hatte, brachte er ihm Essen und kaufte ihm Zigaretten ab, die er an seine Freunde verschenkte. Er brachte ihr Bücher zu lesen wie ›Peter Moors Fahrt nach Südwest‹ von Frenssen,³⁵ die Künstler-Monographien Stuck, Lenbach³⁶ und zeigte ihr seine Gedichte. So wird er wohl auch in der Zeit, wo er nicht mehr die erlaubte Kneipe besuchte, aber von seinen Mitschülern Samstag abends mit einem Heft gesehen wurde, ihm seine Gedichte vorgelesen haben. Das Mädchen, dem seine Zuneigung schmeichelte, zeigte wohl bald Begeisterung für seine Dichtungen, es war anscheinend glücklich darüber, noch einen so jungen Men-

³⁵ Gemeint ist Gustav Frenssen (1863–1945), Verfasser erfolgreicher Heimaterzählungen und Blut-und-Boden-Romane. Sein Roman »Peter Moors Fahrt nach Südwest« (1906) spielt in Deutsch-Südwestafrika und unterstützt die Forderung nach deutschen Kolonien.

³⁶ Franz von Stuck (1863–1920) und Franz von Lenbach (1836–1904) galten um die Jahrhundertwende als ›moderne‹ Maler. Insbesondere Stucks dramatisch arrangierte Jugendstilgestalten wie sein berühmtes Gemälde »Die Sünde« wurden vom traditionellen Bürgertum als gewagt oder gar als pornographisch empfunden.

schen gefunden zu haben, der trotz seines Vorlebens es so achtete und verehrte. Er glaubte wohl, daß ihm in dem Mädchen die Altersgenossin entstanden sei, die er nach Dehmels Rat sich suchen sollte. So entwickelte sich aus dem Mitleid allmählich ein ernstes Liebesverhältnis, das ihn sogar auf den Gedanken brachte, sich mit dem Mädchen in England alsbald trauen zu lassen. Seinen Eltern freilich verschwieg er dies alles.

Als er gegen Mitte Februar 1910 wegen eines überschwenglichen Gedichtes auf ein Mädchen ›Fanny‹ zur Rede gestellt wurde, sagte er, es sei nur Mitleid mit dem Mädchen bei ihm, es sei nichts dahinter, sonst würde er das Gedicht nicht offen liegen gelassen haben. In seinem Innern tobten aber harte Kämpfe und nagten an seiner weichen Seele. Denn Hand in Hand mit dem Zunehmen seiner Dichtergrößenideen ging eine auffallende Verweichlichung seiner Person in physischer und psychischer Hinsicht. Sie zeigte sich nicht bloß in Äußerlichkeiten und Eitelkeiten, sondern besonders auch darin, daß sein Sinn für körperliche Übungen wie Schwimmen, Turnen, Radeln, Marschieren ganz erheblich nachließ. Eine Schläffheit kam über ihn, der von den Eltern mit allen Mitteln begegnet werden wollte. Wie er vordem leidenschaftlich sich für Wettspiele interessierte und noch leidenschaftlicher das Schwimmen betrieb, ebenso leidenschaftlich liebte und dichtete er jetzt. Gewiß sprach er zuweilen davon, daß er schwere Kämpfe kämpfe, aber man glaubte ihm, wenn er versicherte, daß es sich dabei um die Berufswahl handle, da er seit Januar 1910 eine sich immer mehr steigernde Abneigung gegen das Militär empfand, obwohl er vorher diesen Beruf sich frei erwählt hatte. Er erging sich auf einmal in völlig ungerechtfertigte Bemängelungen des Militärs, die ihm ernstliche Verwarnungen eintrugen. In diesen Kämpfen wußte der junge Mann sich nicht mehr zurechtzufinden. Auf der einen Seite trieb ihn sein Dichtersinn vorwärts, dort blendete ihn die leidenschaftliche Liebe eines Mädchens, die ihm von dessen Bräutigam nicht gegönnt wurde, aus gelegentlichen Äußerungen seiner Eltern entnahm er wohl auch, daß seine Familie diese Wahl nicht billige, und daß er, um da zum Ziele zu kommen, noch viele Hindernisse überwinden müsse, auch der gewählte Beruf stand da entgegen, obwohl man ihm ahnungslos sagte, daß diese Wahl ja noch nicht bindend sei, in der Schule kam er statt vorwärts rückwärts und das Absolutorium rückte immer näher. So stürzten alle Verhältnisse über ihm zusammen. In solchen schweren Tagen suchte er wohl immer wieder Rat und Trost bei jenem Mädchen, anstatt sich frei und offen seinen Eltern oder anderen Bekannten zu vertrauen. Das Mädchen tröstete ihn auch scheinbar, fand aber in ihrer Leidenschaft und in dem Wunsch, ihn für immer zu besitzen, nicht die Kraft ihm den einzig richtigen Weg zu weisen. Er selbst schrieb am 24. Feb. 10 auf sein Gedicht: ›In Schwermut hingeschrieben. Mit allen Verhältnissen überhaufen konnte meine kranke

Seele bei der gesunden Welt keinen Trost finden. Ich suchte ihn bei einer Kranken und habe ihn auch gefunden.«

Und welch überschwenglichen Charakter allmählich seine Liebe annahm, zeigen nicht nur verschiedene Gedichte, sondern auch der Abschiedsbrief an das Mädchen vom 14. April und insbesondere seine letzten Abschiedsworte vom 16. April 1910. Eben jener Abschiedsbrief beweist aber auch, wie sehr das Mädchen seinen Größenwahn förderte, schreibt er doch darin, »er wisse, daß sie glaube an ihn und seine Größe« und in seinem Notizbuch steht auf der ersten Seite als Motto: »Ich glaube an dich und deine Größe F. F.«

Immer mehr und mehr mochte aber den beiden allmählich ihre Liebe als aussichtslos erscheinen. Insbesondere wollte der Bräutigam unter keinen Umständen von dem Mädchen lassen, zumal er es stets mit Geld unterstützt hatte. Statt aber die Eltern des jungen Gymnasiasten entsprechend zu verständigen, wie man von einem vernünftigen Menschen im Alter von über 30 Jahren hätte erwarten können, drohte er nur dem Mädchen, daß er am Tage vor dem Absolutorium alles dem Rektorat anzeige, wenn es ihn nicht binnen 3 Monate heirate, und dem jungen Gymnasiasten sagte er, er werde ihn erschießen, wenn er noch einmal in den Laden komme. Dies war um den 10.–13. April 1910. Hans Becher raffte sich noch einmal mit aller verfügbaren Kraft seiner Seele auf, noch einmal besann er sich auf seine wahren Pflichten und wollte der Sache ein gutes Ende geben. Er schrieb den Abschiedsbrief vom 14. April 1910. Auch seinem Freunde teilte er mit, »es sei jetzt alles aus, er sei froh darüber, er gehe jetzt zum Militär.« Doch das Mädchen gab ihn nicht frei. Am 15. früh scheint er eine Nachricht von ihm erhalten zu haben und nun schritt sein Verhängnis unaufhaltsam vorwärts.

Gleichzeitig mit den Größenideen hatte sich bei Hans Becher allmählich ein auffallendes Interesse für Märtyrertum entwickelt. Die unglückselige Ferrer-Bewegung³⁷ war für ihn ein gefährliches Gift, das seinen Geist durch und durch zerfraß. Immer und immer kam er zu Haus wieder auf sie zurück, konnte nicht verstehen, daß so bedeutende Menschen sich ihr anschlossen, wenn sie nicht begründet sein sollte, alles Aufklären zu Hause nützte nichts. Er beschäftigte sich auf einmal viel mit Andreas Hofer, dessen Heimat er im Sommer 1909 aufgesucht hatte. Das Studium der Emilia Galotti und der Antigone gab seinen Ideen neue Nahrung. Sein überanstrengter und verwirrter Geist vermochte nicht mehr hier das wirklich Große und Wahre zu erkennen.

³⁷ Revolutionäre Bewegung, benannt nach dem spanischen Lehrer Ferrer, der kurz vor 1910 in Barcelona einen anarchistischen Aufstand begonnen hatte und erschossen worden war.

Mehr und mehr erschien ihm der Gedanke großartig, das Leben für eine große Idee zu opfern, um mindestens von der Nachwelt als Märtyrer gefeiert zu werden (vgl. seine Gedichte: ›Der Märtyrer‹, ›Auf die Erschießung Ferrers‹, ›Über die Hinrichtung‹, seine Bemerkung im Notizbuch mit Anklang an Antigone, seine Abschiedsbriefe). Mit seinem Freunde besprach er eines Abends zwei Stunden Nietzsches Ansicht über den Tod, er glaubte und hoffte, daß es nach dem Tode ein noch viel schöneres Fortleben gebe.

Und nun erwäge man: Hier eine aussichtslose, unglückliche, aber um so leidenschaftlichere Liebe, dort ein Bräutigam, der mit allen Mitteln das Mädchen an sich ziehen will, das ihn nicht liebt und von ihm wegstrebt, ein Verhältnis, das dem jungen Menschen in seiner idealen Dichterauffassung als höchst unsittlich erschien, dazu jene krankhaften Dichtergrößenideen und Dichterphantasien sowie der krankhafte Wahn aus edlem, sittlichem Grund und Zwecke einen ruhmreichen Märtyrertod sterben zu können, ›um ein geliebtes Mädchen von einem unsittlichen Bündnis, vor Unglück und Elend zu retten‹:

Was konnte unter solchen Umständen anderes folgen als jene beklagenswerte schreckliche Tat, die sich am Sonntag den 17. April früh 1/2 9 Uhr vollzog.

Wie tragisch klingen doch die Abschiedsworte des jungen Mannes, die er seinen Eltern hinterließ und die wohl sein ganzes Denken und Fühlen aus jener Zeit wiedergeben: ›Ihr dürft nicht traurig sein. Durch meinen Tod rette ich ein Mädchen von einem unsittlichen Bündnis. Es ist der einzige Weg. Ich bin ihn gegangen.‹ Und dieselben Gedanken wiederholen sich auch in den Abschiedsbriefen an die ›Neuesten Nachrichten‹, an ›Henckell‹ u. s. w.

Mit welcher Todesbegeisterung suchte der junge Mann den Tod! Man vergleiche die überschwenglichen Worte, die er in seinem Notizbuch seinem Gang in den Tod gewidmet hat. Das sind einige der letzten Worte, die ihm sein krankes Gehirn noch in die Feder diktierte. ›Mit Blumenkränzen um das Haupt‹ sollten die ›verachteten‹ Toten nebeneinander bestattet werden.

Schon am 15. April hatte er zu Hause über Unwohlsein geklagt. Am 16. April fiel beim Mittagstische sein eigentümliches unbegründetes Lachen auf, am gleichen Nachmittage kündigte er seinem Freunde an, er werde morgen etwas Großes erleben und hatte auch da ein so unnatürliches, wahnsinniges Lachen, obwohl nicht der mindeste Anlaß dazu vorlag. Am Abend sagte er, er gehe auf die Kneipe, entfernte sich um 3/4 7 Uhr und kam nicht wieder. Bis man der Sache nachgehen konnte, war die Tat geschehen.

Wie diese im einzelnen sich vollzog, konnte bis jetzt nicht aufgeklärt

werden. Nur soviel steht fest, daß er und das Mädchen im vollsten Einverständnis handelten und daß das Geld zum Ankauf der Waffe von dem Mädchen stammte, ebenso das Geld zur Bezahlung der Zimmermiete, da er nur ganz geringe Mittel besaß.

Wie dem auch sei, Hans Becher hat offensichtlich in geistiger Störung gehandelt, die ihn für seine Tat kaum verantwortlich erscheinen läßt. Er wird nach seiner körperlichen Genesung der psychiatrischen Klinik unterstellt werden.

Unter diesen Umständen dürfte wohl seine Bitte gerechtfertigt sein, ihm die Gestaltung seiner Zukunft nicht zu erschweren und ihm die Möglichkeit offen zu lassen, entweder als Privatstudierender das Gymnasialabsolutorium machen oder in einer Anstalt außerhalb Münchens die Oberklasse nochmals besuchen zu dürfen. Es wird dabei zu berücksichtigen sein, daß voraussichtlich für ihn ganz andere Verhältnisse geschaffen werden müssen. Wenn Familie, Schule und Arzt hier nicht zusammenwirken, ist der junge Mann wohl für immer verloren.

Dr. Becher. «

*b) Bericht des Gymnasialprofessors Wilhelm Engelhardt über den Fall
des Schülers der 9. Klasse A Hans Becher*

»Am Sonntag, 17. April 1910, abends 1/2 9 Uhr von einer Versammlung heimgekommen, erfuhr ich von meinem Sohn, der Oberklässer Sprügel habe ihm erzählt, daß Becher heute wegen einer Schußwunde in das Krankenhaus gebracht worden sei. Da Sprügel in Haidhausen wohnt, so eilte ich sofort ins Krankenhaus *rechts* der Isar, fand aber Becher dort nicht vor. Am Montag, 18. April, ließ ich früh durch den Pedell telefonisch im Krankenhaus *links* der Isar anfragen, ob Becher dorthin gebracht worden sei und ob er noch lebe. Als beides bejaht wurde, fuhr ich mittags 1/2 2 Uhr hin, erfuhr vom Oberarzt Herrn Dr. Ach in der chirurgischen Klinik, daß er mit einem älteren Mädchen zusammen ins Krankenhaus gebracht worden sei; beide hätten zusammen in den Tod gehen wollen, B. habe zuerst auf sie, dann auf sich geschossen; das Mädchen sei noch in der Nacht vom Sonntag auf Montag gestorben, dagegen B. habe alle Aussicht mit dem Leben davonzukommen. Den Kranken zu besuchen hielt er anfangs für bedenklich, am Schluß des Gesprächs erlaubte er es nicht nur, sondern wünschte es sogar. Natürlich konnte ich damals nur etliche freundliche Worte zu dem Todmatten sagen. Aber seitdem besuche ich ihn regelmäßig als der berufene Seelsorger meiner Schüler, anfangs 2mal wöchentlich, jetzt nur noch jeden Sonntag. Sein Befinden ist sehr wechselnd: anfangs ging es rasch besser, dann schien sein Ende unmittelbar bevorzustehen,

jetzt geht es trotz einiger Rückschläge sichtlich aufwärts. Aber außer seinen Eltern, Onkel und seiner Tante und mir wird noch niemand zu ihm gelassen. Daher kann auch die gerichtliche Untersuchung im Laufe dieses Schuljahres sicher nicht mehr stattfinden, wie mir erst noch am Sonntag, 26. Juni, der Herr Oberarzt auf meine Frage bestimmt erklärte.

Über seine Tat mit ihm zu reden war noch nicht möglich. Als ich ihn, ich meine am 24. April, fragte, ob ihm, wenn er so schlaflos liege, Gedanken an das Geschehene kämen, sagte er: »Nein, mir ist alles ganz dunkel.« Seitdem ist zwar sein Interesse an der Außenwelt lebhaft erwacht und er fragt nach allem möglichen, auch darf man aus der Wahl dessen, was er aus der heil. Schrift vorgelesen wünscht (Jes. 53, Joh. 10), und dem ganz unvermittelt geäußerten Wunsch, von mir das heil. Abendmahl zu empfangen (was ich ihm für später versprochen habe), schließen auf die Gemütsbewegung in seinem Innern, jedoch hat er sich noch nicht ausgesprochen über seine Tat und sein jetziges Empfinden darüber.

Daß aber *ich* ihn dazu bringen sollte, dazu hatte ich weder die ärztliche Zustimmung noch hielt ich selbst es für seelsorgerisch richtig und heilsam. Inzwischen ist die Tat längst durch die Zeitungen bekannt worden; so erschien z. B. am Montag Abend der beiliegende Bericht (s. Anlage 1). Nach demselben mußte man eine schwere Unsittlichkeit und tiefen Fall des Schülers B. annehmen. Aber einige Wochen später erhielt ich von Frau Landgerichtsdirektor B., der Mutter des Schülers, dessen von ihr abgeschriebene Briefe und Aufzeichnungen während der letzten Tage vor dem Ereignis und am 23. Juni die Darlegung seines Vaters (s. Beilage 2 und 3) und die Gedichte (B. 4). Nach diesen Belegen erscheint die Tat nicht als ein gemeines geschlechtliches Vergehen, von dem der Mord und Selbstmord eine Lösung hätte sein sollen, sondern ihre drei Gründe sind klar 1) eine halt- und sinnlose Verliebtheit, 2) eine maßlose Dichtereitelkeit und 3) ein irregeleiteter Idealismus.

Daß nun das Gymnasium Recht und Pflicht hat gegen Becher strafend vorzugehen, ergibt sich schon daraus, daß er die erlaubte Samstagskneipe benützt hat um seine Geliebte zu besuchen, während seine Eltern ihn auf der Kneipe, seine Mitschüler in angeblichen französischen Stunden wädhnten. Dazu kommt nun noch die unselige Tat vom 17. April, die ihn nach dem unmittelbaren Empfinden vom Gymnasium ausschließt, wenn nicht als verdiente Strafe, so doch als unvermeidliche Folge seiner Handlungsweise. In Anbetracht aller Umstände, die ihn belasten und die ihn entlasten, und der gegenwärtigen Sachlage, die uns zu einem Beschluß zwingt, stelle ich daher an den Lehrerrat folgende 3 *Anträge*:

- A. 1) Da der Schüler Becher noch nicht soweit hergestellt ist, daß er gerichtlich verhört werden kann, und also von seiten der Staatsanwaltschaft dem Lehrerrat keine Akten vorliegen –

2) da auch ein privates Verhör bisher nicht möglich oder doch nicht rätlich war und also dem Lehrerrat keine Aussage des Schülers vorliegt –

3) da für eine gerechte Beurteilung des Falles die Gutachten der Ärzte besonders das Ergebnis der psychiatrischen Untersuchung abgewartet werden muß –

so erklärt sich der Lehrerrat außer stand, jetzt ein entscheidendes Urteil zu fällen, und bittet das k. Staatsministerium den Fall zur gegebenen Zeit selbst entscheiden zu wollen.

B. 1) Da Becher durch seine inneren und äußeren Erlebnisse zu einer so verfrühten Reife gekommen ist, daß er auch in eine Oberklasse nicht mehr hineinpaßt –

2) da an jedem Gymnasium, wo das traurige Vorkommnis bekannt würde, Becher der Gegenstand eines romantischen Interesses wäre, das für seine Mitschüler und für ihn selbst schädlich wirken könnte –

3) da es kaum möglich erscheint, daß an irgendeinem Gymnasium Bayerns die Sache verschwiegen werden und verborgen bleiben könnte –

so hält es der Lehrerrat für ausgeschlossen, daß Becher an das Wilhelms-Gymnasium zurückkehren könne, und für bedenklich, wenn er überhaupt an einem bayerischen Gymnasium wieder als Schüler zugelassen würde.

C. 1) Da nach der ärztlichen Untersuchung in der Nacht vom 16. zum 17. April 1910 ein sexueller Verkehr der beiden Schuldigen nicht stattgefunden hat –

2) da auch seine solide, regelmäßig pünktliche Heimkehr am Samstag um 10 1/4 bis 10 1/2 Uhr einerseits den Verdacht sexueller Ausschreitung mindestens nicht nahelegt, andererseits weder seine Briefe noch seine Gedichte noch sein Verhalten eine Spur gemeiner Gesinnung zeigen –

3) da vielmehr seine Tat als ein Ausfluß seines Idealismus, freilich eines krankhaften, furchtbar verblendeten und irregeleiteten Idealismus erscheint –

so hat der Lehrerrat keine Bedenken, wenn dem Hans Becher auf seine eventuelle Bitte gestattet würde, als Privatstudierender seinerzeit die Absolutorialprüfung nachträglich machen zu dürfen. «